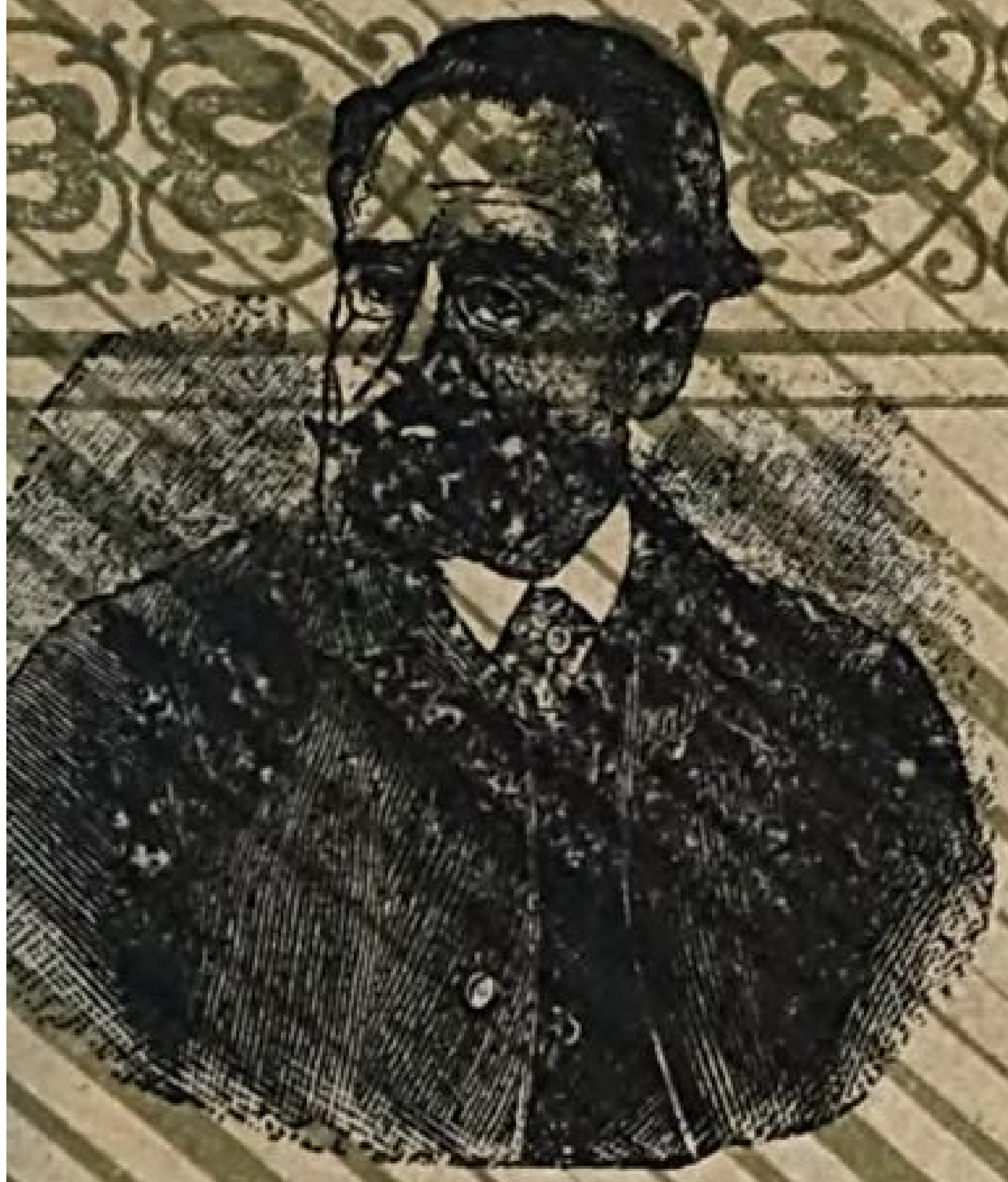


Emile Zola

Novellen-Bibliothek

Scheintot.

Berlin,
Richard Lüders & Co.

Emile Zola

Novellen-Bibliothek

Deutsche Ausgabe

Inhalt:

Scheintot.

Leipzig.
Richard Lüders & Co.

I.

An einem Sonnabend ist's gewesen, um sechs Uhr morgens, als ich nach einer dreitägigen Krankheit starb. Mein armes Weib durchwühlte eine Zeit lang die Kommode, wo sie Leinwand suchte. Als sie aufgestanden ist und mich starr, mit offenen Augen, ohne Atem, hat daliegen sehen, ist sie im Gedanken an eine Ohnmacht an meine Lagerstatt gestürzt, hat meine Hände erfaßt und hat sich über mein Gesicht gebeugt. Dann hat der Schrecken sie gepackt und außer sich ist sie in Thränen ausgebrochen und hat gestammelt:

„Mein Gott! mein Gott! er ist tot!"

Ich vernahm alles. Aber die matten Töne schienen aus weiter Ferne zu kommen. Mein linkes Auge allein zeigte noch einen irren Schimmer, ein weißliches Licht, in welchem die Gegenstände sich vermischten; das rechte Auge war vollständig gelähmt. Es war eine Ohnmacht meines ganzen

Seins, eine Art Blitzschlag, der mich niedergeschmettert hatte. Meine Willenskraft war erstorben, keine Faser meines Fleisches gehorchte mir mehr. Und in diesem Nichts, über meinen unthätigen Gliedern verblieb allein der Gedanke langsam und träge, aber vollkommen deutlich.

Meine arme Margarete weinte. Sie kniete vor dem Bette und rief einmal über das andere mit herzzerreißender Stimme:

„O Gott! er ist tot! er ist tot!"

War denn dies der Tod, dieser eigentümliche Zustand der Erstarrung, dieses von Bewegungslosigkeit geschlagene Fleisch, während der Verstand immerfort arbeitete? War dies meine Seele, welche auf solche Art in meinem Schädel verweilte, bevor sie entfloh? Seit meiner Kindheit war ich nervösen Anfällen unterworfen. Zweimal in frühester Jugend hatten heftige Fieberanfälle mir beinahe den Tod gebracht. Dann hatte meine Umgebung sich daran gewöhnt, mich kränklich zu sehen. Ich hatte Margareten verboten, einen Arzt zu holen, als ich am Morgen unserer Ankunft in Paris in diesem Hotel-Garni der Rue Dauphine erkrankt war. Eine kurze

Ruhe würde genügen, hatte ich ihr gesagt; es wäre nichts als die Anstrengung der Reise, welche mich so übermannt hätte. Indessen fühlte ich mich von einer erschrecklichen Beängstigung erfüllt. Wir hatten die Provinz plötzlich verlassen, ganz ohne Mittel; wir hatten kaum genug, um bis zur Zahlung des ersten Monatsgehaltes auszureichen, das mir von der Verwaltung, in welcher ich Stellung gefunden hatte, ausgesetzt worden war. Und nun warf mich ein so jäher Anfall nieder!

War dies wirklich der Tod? Ich hatte mir eine schwärzere Nacht, eine dumpfere Stille vorgestellt. Als ich noch ganz klein war, fühlte ich schon Angst vor dem Sterben. Da ich schwächlich war und die Leute mich mitleidsvoll hätschelten, dachte ich immer, ich würde nicht alt werden, man würde mich frühzeitig ins Grab betten. Und dieser Gedanke an das Grab verursachte mir ein Entsetzen, an das ich mich nicht gewöhnen konnte, obgleich es mich Tag und Nacht verfolgte. Als ich heranwuchs, verblieb mir diese fixe Idee. Hie und da, wenn ich ein paar Tage lang überlegt hatte, meinte ich, meine Furcht be=

siegt zu haben. Was denn? man starb und alles war vorbei! Jeder Mensch stirbt einmal, es kann ja nichts besseres, nichts bequemeres geben. Ich kam beinahe so weit, daß ich heiter wurde und dem Tode ruhig ins Angesicht sah. Dann überfuhr mich wieder ein plötzlicher eisiger Schauer; es war mir, als wenn eine riesige Hand mich über einen schwarzen Abgrund gehalten hätte. Es war der Gedanke an das Grab, der zurückkehrte und meine Vernunft über den Haufen warf. Wie oft bin ich in der Nacht emporgefahren, unbewußt, welcher Hauch über meinen Schlummer geglitten war, wie oft habe ich verzweiflungsvoll die Hände zusammengeschlagen und gestammelt: „O Gott! o Gott! ich muß sterben!" Todesangst preßte mir die Brust; die Notwendigkeit des Todes schien mir fürchterlicher in der Betäubung des Erwachens. Ich schlief nur mühsam wieder ein, der Schlummer beunruhigte mich, er glich dem Tode. Wenn ich immerfort schliefe! Wenn ich die Augen schlösse, um sie nie wieder aufzuschlagen!

Ich weiß nicht, ob andere auch solche Qual gelitten haben. Sie hat mein Leben verödet.

Der Tod hat sich zwischen mich und alles gestellt, was ich geliebt habe. Ich entsinne mich der glücklichsten Augenblicke, die ich mit Margareten verlebt habe. Und doch müssen wir uns verlassen, vielleicht schon morgen, vielleicht schon in einer Stunde. Eine unendliche Mutlosigkeit überfiel mich; ich fragte mich, wozu es nütze, das Glück eines Beisammenlebens zu kosten, da es doch auf eine so grausame Weise zerreißen müsse Und dann gefiel meine Einbildung sich in der Trauer. Wer würde zuerst scheiden, sie oder ich? Beides rührte mich zu Thränen, wenn ich mir das Bild unseres zertrümmerten Lebens vor Augen malte. In den besten Tagen meines Daseins überfiel mich auf diese Weise eine plötzliche Traurigkeit, für die niemand ein Verständnis hatte. Wenn mir das Glück gelächelt hatte, wunderte man sich, daß ich düster war. Es war plötzlich der Gedanke an mein Nichts zwischen meine Freude getreten. Das schreckliche: „Wozu nützt's?“ klang mir gleich einem Grabgeläut in die Ohren. Aber das Schlimmste bei dieser Qual ist, daß man sie aussteht in einer geheimen Schmach. Man wagt sein Uebel niemand zu

gestehen. Oft müssen Mann und Weib den nämlichen Schauder fühlen, wenn das Licht erloschen ist, und keines von beiden spricht sich aus; denn vom Tode spricht man nicht, so wenig wie man gewisse obscöne Worte spricht. Man hat eine solche Furcht vor ihm, daß man ihn nicht nennen mag, daß man ihn verheimlicht, wie man sein Geschlecht verheimlicht.

Ich übersann diese Gedanken, während meine liebe Margarete fortfuhr zu schluchzen. Es verursachte mir großen Schmerz, kein Mittel zur Beruhigung ihres Kummers zu besitzen, ihr nicht sagen zu können, daß ich keine Schmerzen litte. Wenn der Tod wirklich nur diese Ohnmacht des Fleisches war, dann hatte ich wahrlich Unrecht gethan, ihn so sehr zu fürchten. Es war ein selbstsüchtiges Wohlbefinden, eine Ruhe, in welcher ich meine Sorgen vergaß. Mein Gedächtnis vor allem hatte eine außerordentliche Schärfe erfahren. Mein ganzes Leben trat vor meinen Geist, gleich einem Schauspiel, dem ich obendrein fremd gegenüberstand. Seltsame Empfindung, die mich unterhielt: es war als ob mir eine ferne Stimme meinen Lebenslauf erzählte.

Bei Guerande, an der Straße von Piriac, liegt ein Erdenwinkel, dessen Erinnerung mich verfolgte. Die Straße macht dort eine Biegung. Ein kleines Tannengehölz zieht an einem Felshange zu ihr herab. Als ich sieben Jahr alt war, ging ich mit meinem Vater dorthin, in ein halbverfallenes Haus, das Margaretens Eltern gehörte. Wir aßen Karpfen dort Margaretens Vater war in den Salzsümpfen der Gegend beschäftigt und fristete mit seiner Familie ein kümmerliches Leben. Dann fiel mir die Schule in Nantes ein, wo ich zwischen langweiligem alten Gemäuer herangewachsen war, beständig von der Sehnsucht nach dem freien Himmel Guerande's erfüllt, nach den Salzsümpfen, die sich endlos am Fuße der Stadt erstrecken, und dem ungeheuren Meere, das die Küste von Guerande bespült. Dort ward ein tiefes schwarzes Loch gehöhlt. Mein Vater war gestorben und ich trat in die Armenhaus-Verwaltung als Schreiber ein, begann ein einförmiges Leben, dessen einzige Freude die Sonntagsbesuche in dem alten Hause an der Straße von Piriac bildeten. Die Dinge wurden dort immer schlechter, denn die Salzwerke gaben

fast gar kein Erträgnis mehr, die Gegend geriet in Armut und Elend. Margarete war noch ein Kind. Sie hatte mich gern, weil ich sie in einem Schubkarren umherfuhr. Aber an dem Morgen, als ich sie zur Frau begehrte, da erkannte ich an ihrem erschreckten Gesicht, daß sie mich abscheulich fand. Die Eltern hatten auf der Stelle eingewilligt, sie wurden das Mädchen auf eine billige Weise los. Sie war ein gehorsames Kind; sie hatte nicht Nein gesagt. Als sie sich an den Gedanken, meine Frau zu werden, gewöhnt hatte, schien sie nicht mehr so verdrießlich zu sein wie in der ersten Zeit. Am Hochzeitstage regnete es in Strömen, und als wir aus der Guerander Kirche nach Hause kamen, mußte sie sich ausziehen, denn ihr Kleid war vollständig durchnäßt.

Das ist meine ganze Jugend. Wir haben eine Zeitlang dort unten gelebt. Dann kam ich eines Tages zu einer außergewöhnlichen Zeit heim; meine Frau saß am Fenster und weinte. Sie gestand mir, daß ihr das Leben in Guerande überdrüssig sei, daß sie fort wolle. Nach Verlauf eines Halbjahres hatte ich durch Nebenarbeiten pfennigweise ein paar Francs gespart. Ein alter

Freund meiner Familie hatte sich in Paris für mich verwandt, hatte eine Stelle für mich gefunden. Ich führte meine liebe Margarete nach Paris, damit sie nicht mehr Ursache zum Weinen hätte. Auf der Bahnfahrt lachte sie in einem fort. In der Nacht setzte ich sie, weil die Holzbänke der dritten Klasse hart sind, auf meine Kniee, damit sie gut schlafen könne.

Das war unsere Vergangenheit. Und jetzt lag ich auf dieser schmalen Lagerstatt des Pariser Hotel-garni, wo wir abgestiegen waren, im Sterben, während meine Frau auf dem Boden kniete und weinte. Der weiße Fleck, welchen mein linkes Auge sah, verblich allmählich; aber ich erinnerte mich des Stübchens sehr deutlich. Links stand die Kommode, rechts der Kamin; auf dem Kamin stand eine wackelige Uhr, die auf zehn Uhr sechs Minuten zeigte. Das Fenster sah nach der Rue Dauphine hinaus, die schwarz und tief unter ihm lag. Ganz Paris eilte an dem Hause vorüber; es war ein solches Getöse, daß ich die Fenster zittern hörte.

Wir kannten keinen Menschen in Paris. Wir hatten unsere Abreise sehr beschleunigt; ich wurde

in der Verwaltung, wo ich ein Unterkommen gefunden, erst am folgenden Montag erwartet. Seitdem ich das Bett hüten mußte, war's eine sonderbare Empfindung, dieses Eingeschlossensein in diesem Raume, in welchen die Reise uns geworfen hatte, während wir noch erschöpft von vierzehnstündiger Bahnfahrt, betäubt von dem Straßenlärm waren. Meine Frau hatte mich mit ihrer süßen Sanftmut gepflegt; aber ich empfand den schweren Kummer, welchen sie litt. Von Zeit zu Zeit trat sie ans Fenster, warf einen Blick auf die Straße, trat dann ganz blaß zurück, erschreckt von diesem großen Paris, von dem sie keinen Stein kannte, und das einen so erschrecklichen Lärm machte. Was sollte aus ihr werden, wenn ich nicht erwachte? Was sollte sie, allein, ohne Stütze, ohne Kenntnis vom Leben, in dieser Riesenstadt beginnen?

Margarete hatte eine meiner Hände ergriffen, die leblos am Bettrand herniederhing; sie drückte einen Kuß darauf und rief in einem fort, wie von Sinnen:

„Olivier! antworte doch! . . . Gott! o Gott! er ist tot! er ist tot!“

Der Tod war also nicht das Nichts, da ich doch hörte und überlegte. Und das Nichts allein hatte mich erschreckt seit meiner Kindheit. Ich stellte mir nicht das Verschwinden meines Wesens vor, nicht die gänzliche Unterdrückung von allem, was ich war, die Jahrhunderte lang dauerte, ohne daß mein Dasein jemals von neuem beginnen konnte. Ich bebte bisweilen, wenn ich in einer Zeitung auf ein Zukunfts-Datum des nahenden Jahrhunderts stieß: ich würde zu dieser Zeit gewiß nicht mehr leben und dieses Jahr einer zukünftigen Zeit, die ich nicht sehen, wo ich nicht mehr existieren würde, erfüllte mich mit Angst. War ich nicht die Welt? Würde nicht alles zusammenbrechen, wenn ich nicht mehr auf ihr wandelte?

Vom Leben im Tode träumen, das war immer meine Hoffnung gewesen. Aber es war ohne Zweifel der Tod nicht. Ich erwachte gewiß beizeiten wieder. Ja, beizeiten! und dann würde ich mich zu Margareten beugen, würde sie umfassen und ihre Thränen trocknen! Welch eine Freude, wenn wir uns wiederfänden! Wie würden wir uns lieben! Ich würde noch zwei Tage Ur-

laub nehmen und dann in mein Bureau gehen. Ein neues Leben würde für uns beginnen, ein glücklicheres, freieres Leben. Allein ich hatte keine Eile, in diesem Augenblicke war ich völlig gelähmt. Margarete that unrecht, sich solcher Verzweiflung hinzugeben, denn ich fühlte die Kraft nicht in mir, mich auf dem Kissen umzudrehen, um ihr ein Lächeln zu zeigen. Wenn sie wieder rufen sollte:

„Er ist tot! o Gott! er ist tot!“

Dann würde ich sie umschlingen, würde ganz leise, um sie nicht zu erschrecken, ihr zuflüstern:

„Nicht doch, meine Liebe! ich schlafe ja nur. Siehst Du denn nicht, daß ich lebe und daß ich Dich liebe?“

II.

Bei dem Angstgeschrei, welches Margarete ausstieß, war die Thüre aufgerissen worden und eine Stimme hatte gerufen:

„Was giebt's denn, Nachbarin? Wieder ein Anfall, nicht wahr?"

Ich habe die Stimme erkannt. Sie gehörte

einer alten Frau, Madame Gabin, welche auf dem gleichen Treppenflur mit uns wohnte. Sie war uns sehr freundlich entgegen gekommen; unsere Lage hatte ihr Mitleid wachgerufen, sie hatte uns sogleich ihre Lebensgeschichte erzählt. Ein unbarmherziger Wirt hatte ihr im letzten Winter das Mobiliar versteigert und seit dieser Zeit wohnte sie mit ihrer Tochter Adele, einer zehnjährigen Range, in dem Hotel-garni. Sie verdienten sich beide durch Ausfransen von Lichtschirmen ihr tägliches Brot, das freilich höchst kümmerlich war, denn auf mehr als vierzig Sous den Tag konnten sie's nicht bringen.

„Lieber Gott!“ fragte sie, die Stimme senkend; „ists denn wirklich zu Ende?“

Ich begriff, daß sie näher trat. Sie betrachtete mich, berührte mich, dann sagte sie mitleidsvoll:

„Mein armes Kind! mein armes Kind!“

Margarete war aufgelöst im Schmerz; sie schluchzte wie ein Kind. Madame Gabin richtete sie auf, setzte sie in den wackeligen Lehnstuhl, welcher neben dem Kamine stand, und versuchte ihr Trost zuzusprechen

„Wirklich, Sie werden sich krank machen!“ sagte sie. „Weil Ihr Mann von hinnen gegangen ist, müssen Sie sich nicht in Verzweiflung stürzen. Glauben Sie mir, als ich Gabin verlor, wars mir auch so zu Mute, wie jetzt Ihnen; ich habe drei Tage lang keinen Bissen zu mir genommen. Aber das hat mich um keinen Pfifferling weiter gebracht; im Gegenteil, bloß noch tiefer hineingeritten. Hören Sie also auf mich und nehmen Sie Vernunft an!“

Margarete beruhigte sich allmählich. Sie war zu Ende mit ihrer Kraft, und nur von Zeit zu Zeit schüttelte sie noch ein Thränenkrampf. Unterdessen nahm das alte Weib mit einer rohen Unverfrorenheit von der Stube Besitz.

„Kümmern Sie sich um nichts, meine Gute!“ redete sie weiter. „Dedchen ist gerade fortgegangen, um Arbeit abzuliefern. Unter Nachbarsleuten muß man sich doch helfen, nicht wahr? Sagen Sie mal, Ihre Koffer sind doch noch nicht ausgeräumt? 's ist doch Wäsche in der Kommode, nicht wahr?“

Ich hörte, wie sie die Schublade aufzog. Sie mußte eine Serviette herausgelangt haben

denn sie deckte den Tisch. Dann strich sie ein Streichholz an der Wand, ich vermutete, daß sie in Ermangelung von Kerzen eines der auf dem Kamine stehenden Lichter an die Seite meines Lagers stellen würde. Ich verfolgte jede ihrer Bewegungen in der Stube, gab mir Rechenschaft von ihren kleinsten Bewegungen.

„Der arme Herr!“ flüsterte sie. „Es war nur ein Glück, daß ich Sie habe rufen hören, mein liebes Kind!“

Und plötzlich war der schwache Schimmer, den ich noch auf dem linken Auge hatte, verschwunden. Madame Gabin hatte mir eben die Augen geschlossen. Ich hatte die Berührung ihres Fingers auf meinem Augenlide nicht gefühlt. Als ich begriffen hatte, durchzog eine eisige Kälte meinen Körper.

Aber die Thüre hatte sich wiederum geöffnet. Dedchen, die zehnjährige Range, trat ein mit dem Rufe:

„Mama! Mama! ach, ich wußte doch, daß Du hier wärest! Da hast Du Dein Geld, drei Francs vier Sous. Ich habe zwanzig Dutzend neue Schirme mitgebracht.“

„Pst! pst! schweige doch!“ winkte vergeblich die Mutter.

Da die Kleine fortfuhr zu schwatzen, zeigte die Mutter auf das Bett. Dedchen blieb stehen; ich fühlte, daß sie ängstlich wurde und zur Thüre zurückwich.

„Schläft der Herr?“ fragte sie ganz leise.

„Ja,“ antwortete Madame Gabin; „geh nur spielen!“

Aber das Kind ging nicht. Sie mußte mich mit ihren großen Augen betrachten, erschreckend und begreifend zugleich. Plötzlich schien sie von einer närrischen Furcht gepackt zu werden; sie lief davon und stolperte über einen Stuhl.

„Er ist tot! Mama, er ist tot!“

Eine tiefe Stille trat ein. Margarete, die bewegungslos in dem Sessel saß, weinte nicht mehr. Madame Gabin wirtschaftete noch immer in der Stube herum. Sie sprach leise vor sich hin.

„Die Kinder wissen heutzutage schon alles! Seh' einer die Jöhre an! Gott weiß, ob ich sie gut erziehe! Wenn sie mir einen Gang besorgt oder wenn ich sie mit Arbeit fortschicke, rechne

ich ihr die Minuten nach, um sicher zu sein, daß sie nicht auf Abwege gerät. Hilft alles nichts! sie weiß doch alles, hat auf den ersten Blick gesehen, was hier geworden ist. Und doch hat sie nie einen Toten gesehen seit ihrem Onkel Franz und damals war sie doch kaum vier Jahre alt! . . . Wirklich, es giebt jetzt keine Kinder mehr!"

Sie unterbrach ihr Geschwätz und ging unvermittelt auf ein anderes Thema über.

„Meine Liebe!" meinte sie; „Sie müssen an die gesetzlichen Vorschriften denken. Der Todesfall muß auf der Mairie angezeigt werden, das Begräbnis muß bestellt werden. Sie sind nicht im stande, sich damit zu befassen. Ich mag Sie nicht allein lassen. Hm! wenn Sie's erlauben, will ich nachsehen, ob Herr Simon zu Hause ist."

Margarete gab keine Antwort. Ich wohnte allen diesen Auftritten bei wie ein entfernter Zuschauer. Es schien mir zeitweise, als flöge ich wie eine leichte Flamme in dem Luftraume der Stube, während ein Fremder, eine ungestalte Masse, leblos auf dem Bette lag. Indessen wäre mirs doch lieb gewesen, wenn Margarete die

Hilfe dieses Herrn Simon abgelehnt hätte. Ich hatte ihn während meiner kurzen Krankheit drei bis viermal gesehen. Er wohnte in einer der unserigen benachbarten Stube und zeigte sich sehr dienstbeflissen. Madame Gabin hatte uns erzählt, daß er sich nur vorübergehend in Paris aufhalte, um einige Besitztümer seines in die Provinz gezogenen und dort jüngst verstorbenen Vaters zu veräußern. Es war ein großer, hübscher, starker Bursche. Ich mochte ihn nicht leiden, vielleicht weil er so trefflich aussah. Am Abend vorher war er noch in die Stube gekommen und ich hatte mit Kummer gesehen, daß er neben Margareten saß. Sie war so hübsch, so weiß an seiner Seite!

Und er hatte ihr so tief in die Augen geschaut, während sie seinen Blick mit einem schmerzlichen Lächeln erwidert und ihm gesagt hatte, daß er ein so guter Mensch sei und so viel Anteil an meinem und ihrem Schicksal nehme!

„Da ist Herr Simon," sprach leise Madame Gabin, wieder hereintretend.

Er machte leise die Thüre auf und als sie

seiner ansichtig wurde, brach Margarete von neuem in Thränen aus. Die Gegenwart dieses Freundes, des einzigen Mannes, den sie kannte, rief ihren Schmerz wieder wach. Er versuchte nicht, sie zu trösten. Ich konnte ihn nicht sehen, aber ich erriet in der mich umhüllenden Finsternis seine Gestalt, ich erriet den Kummer, welchen er über das verzweiflungsvolle Geschick des armen Weibes fühlte. Und wie schön mußte sie sein, meine Margarete mit dem blonden, aufgelösten Haar, mit dem blassen Antlitz und den süßen, fieberheißen Kinderhändchen!

„Ich stehe zu Ihrer Verfügung, Madame," sprach Herr Simon leise; „bitte, sagen Sie mir, was Sie von mir wünschen."

Sie gab nur abgerissene Laute als Antwort. Aber als der junge Mann fortging, begleitete ihn Madame Gabin, und ich hörte, wie sie von Geld sprach, als sie an meinem Bett mit Herrn Simon vorbeiging. Das kostete ihr immer viel Mühe, denn sie fürchtete sicher, daß die arme Margarete keinen Pfennig hatte. Simon gebot ihr Schweigen, als sie meinte, man könnte ja darnach fragen. Er wollte nicht haben, daß Margarete

beunruhigt würde. Er begab sich auf die Mairie und bestellte das Begräbnis.

Als es wieder still in der Stube geworden war, überlegte ich, ob der auf mir lastende Alpdruck noch lange andauern würde. Ich lebte, da ich die kleinsten Begebenheiten außerhalb von mir wahrnahm; und ich begann, mir eine genaue Rechenschaft von meinem Zustande zu geben. Es mußte sich bei mir um einen jener Schlagfluß-Anfälle handeln, von denen ich öfters hatte sprechen hören. Schon als ich noch Kind war, während der langen Zeit meiner Nervenschwäche, war ich von mehrstündigen Ohnmachten befallen worden. Augenscheinlich wars ein Anfall dieser Art, der mich in Todesstarrheit und meine Frau, meine ganze Umgebung in Täuschung umfangen hielt. Aber das Herz mußte doch wieder zu schlagen anfangen, das Blut mußte seinen Umlauf wieder beginnen. Ich würde erwachen, würde Margareten trösten. Unter diesen Gedanken ermahnte ich mich zur Geduld.

Die Stunden verstrichen. Madame Gabin hatte ihr Frühstück hereingebracht. Margarete verweigerte jede Nahrung. Dann verstrich der

Nachmittag. Durch das offenstehende Fenster drang das Getöse von der Rue Dauphine herauf. An einem leichten Erklingen des Kupfers, aus welchem der auf der Marmorplatte des Nachttisches stehende Leuchter bestand, erkannte ich, daß eine neue Kerze in denselben gesteckt worden war.

Endlich trat Herr Simon wieder herein.

„Nun?“ fragte die alte Frau halblaut.

„Es ist alles in Ordnung,“ antwortete er. „Das Begräbnis findet morgen Vormittag um elf Uhr statt. Machen Sie sich um nichts Sorge und reden Sie von solchen Sachen nicht in Gegenwart der armen Frau!“

Madame Gabin ergriff trotzdem das Wort: „Der Leichendoktor ist noch nicht dagewesen.“

Herr Simon setzte sich neben Margareten, sprach ihr Mut zu und schwieg dann. Das Begräbnis fand am andern Morgen um elf Uhr statt. Dies Wort hallte in meinem Schädel wider gleich einem Grabgeläute. Und der Arzt, der nicht kam, dieser „Leichendoktor“, wie Frau Gabin ihn genannt hatte! O! er mußte ja auf der Stelle sehen, daß ich nur in Lethargie lag;

er würde mich rasch wieder zum Leben bringen. Ich wartete auf ihn mit einer fürchterlichen Ungeduld.

Unterdessen verstrich der Tag. Madame Gabin hatte, um keine Zeit zu versäumen, ihre Lampenschirme in die Stube gebracht. Sogar Dedchen hatte sie, nachdem Margarete es erlaubt hatte, mit hereingeführt, „weil sie's nicht gerne sähe, Kinder lange allein zu lassen."

„Komm herein," hatte sie leise zu Dedchen gesagt, „und stell' dich nicht dumm! Schau nicht auf den Herrn dort, oder es setzt etwas."

Sie fand es schicklicher, dem Kinde meinen Anblick zu verbieten. Dedchen aber sah mich sicher von Zeit zu Zeit an, denn ich hörte, wie ihre Mutter sie auf die Arme klapste. Sie rief ihr mehrmals zornig zu:

„Mach deine Arbeit, oder ich führ' dich hinaus. Und paß auf, der Herr dort wird dich dann in der Nacht an den Beinen zupfen!"

Sie hatten sich, Mutter und Tochter, vor unsern Tisch gesetzt. Das Geräusch ihrer die Lichtschirme ausschneidenden Scheren drang deutlich bis zu mir; dieselben verlangten ohne

Zweifel eine sehr komplizierte Arbeit, denn sie wurden nur langsam fertig: ich zählte einen nach dem andern, um meine wachsende Seelenangst zu bekämpfen.

Und in der Stube war kein anderes Geräusch zu hören, als das Klappern der Scheren. Margarete mußte, von der Anstrengung ermüdet, eingeschlafen sein. Zweimal stand Simon auf. Der abscheuliche Gedanke, daß er Margaretens Schlummer benützte, um mit seinen Lippen ihr Haar zu streifen, quälte mich. Ich kannte diesen Menschen nicht, und ich fühlte, daß er meine Frau liebte. Ein Lachen des kleinen Dedchens trieb meine Aufmerksamkeit auf die Spitze.

„Warum lachst du, dumme Lise?" fragte die Mutter. „Ich werde dich auf den Vorsaal sperren . . . Rede, worüber lachst du denn?"

Das Kind stammelte, sie hätte nicht gelacht, sie hätte gehustet. Ich bildete mir ein, daß sie gesehen hätte, wie Herr Simon sich zu Margareten niederbeugte, und daß ihr das spaßig vorgekommen wäre.

Die Lampe war eben angezündet worden, als es klopfte.

„Ah! der Arzt kommt!“ sagte die alte Frau.

Es war wirklich der Arzt. Er entschuldigte sich nicht einmal, daß er so spät komme. Jedenfalls hatte er an diesem Tage viele Treppen steigen müssen. Da die Lampe die Stube nur sehr schwach erleuchtete, fragte er:

„Ist der Leichnam hier?“

„Ja, mein Herr,“ antwortete Simon.

Margarete war bebend aufgestanden. Madame Gabin hatte Dedchen auf den Flur geführt, weil ein Kind solchen Szenen nicht beiwohnen solle. Auch meine Frau ließ sich von ihr ans Fenster ziehen, um dem Anblick aus dem Wege zu gehen.

Der Arzt trat raschen Schrittes näher. Ich erriet, daß er müde sei, daß ers eilig habe. Hatte er meine Hand berührt? Hatte er seine Hand auf mein Herz gelegt? Ich hätte es nicht zu sagen vermocht. Aber es schien mir, als ob er sich nur mit einer gleichgültigen Miene über mich gebeugt hätte.

„Soll ich Ihnen mit der Lampe leuchten?“ fragte Herr Simon höflich.

„Nicht nötig,“ versetzte der Arzt ruhig.

Wie! nicht nötig! Dieser Mann hielt mein

Leben zwischen den Händen und erachtete es für unnötig, eine genaue Prüfung vorzunehmen? Aber ich war nicht tot; ich hätte's hinausschreien mögen, daß ich nicht tot war!

„Um welche Zeit ist er gestorben?" fragte der Doktor.

„Um sechs Uhr früh," antwortete Simon.

Ein wütender Grimm stieg in meinem Gemüt auf, während die gräßlichen Bande meinen Körper gefesselt hielten. O! nicht sprechen zu können! kein Glied rühren zu können!

Der Arzt setzte hinzu:

„Das trübe Wetter ist schlimm . . . Nichts greift so sehr an wie diese ersten Frühlingstage!"

Und er ging. Mein Leben ging mit ihm. Schreie, Thränen, Schimpfworte erstickten mich, zerrissen meine krampfichte Kehle, aus welcher kein Hauch hervordrang. Ha! der Elende, den sein Beruf zur Maschine gewandelt hatte, der an das Bett eines Toten nur mit der Meinung trat, eine schlichte Formalität zu erfüllen! Er verstand also nichts, dieser Mensch! All' sein Wissen war Lug; denn er konnte das Leben nicht vom Tode unterscheiden! Und er ging fort und ging fort!

„Gute Nacht, Herr Doktor,“ sagte Herr Simon.

Schweigen trat ein. Der Arzt mochte sich vor Margareten, die vom Fenster nach der Stube getreten war, verneigen, während Frau Gabin das Fenster schloß. Dann verließ der Doktor die Stube. Ich hörte, wie seine Schritte auf der Treppe verhallten.

Also wars zu Ende! ich war verurteilt. Meine letzte Hoffnung schwand mit diesem Manne. Wenn ich vor dem andern Morgen elf Uhr nicht erwachte, so wurde ich lebendig begraben. Und dieser Gedanke war so gräßlich, daß ich das Bewußtsein für alles verlor, was mich umgab. Es war wie eine Ohnmacht im Tode. Das letzte Geräusch, welches mein Ohr traf, war das matte Geräusch der Schere Dedchens und der Frau Gabin. Die unheimliche Totenwache begann. Niemand sprach mehr ein Wort. Margarete hatte sich geweigert, in der Nebenstube sich schlafen zu legen. Sie saß da, halb in den Lehnstuhl gesunken, mit ihrem hübschen blassen Gesicht, ihren geschlossenen Augen, an deren Wimpern Thränen

hingen. Und Herr Simon saß schweigend vor ihr im Schatten und schaute sie an.

III.

Von dem Todeskampfe, welchen ich während des andern Vormittags gekämpft habe, vermag ich keine Schilderung zu geben. Es ist mir, als hätte ich einen gräßlichen Traum geträumt, in welchem meine Empfindungen so seltsamer Art, so verworren gewesen sind, daß es mir schwer fallen würde, sie genau aufzuzeichnen. Was meine Tortur entsetzlich machte, war, daß ich beständig auf ein jähes Erwachen hoffte. Und je näher die Stunde der Beerdigung heranrückte, desto quälender wurde die Angst, desto fürchterlicher das Entsetzen, welches mein Gemüt gepackt hielt.

Nur gegen Morgen hatte ich wieder das Bewußtsein der mich umgebenden Personen und Dinge. Ein Knarren des Fensterriegels riß mich aus meinem schlafsüchtigen Zustande. Frau Gabin hatte das Fenster geöffnet. Es mochte etwa sieben Uhr sein, denn ich hörte das Rufen der Straßenhändler, die feine Stimme einer Gauch-

heilverkäuferin, dann eine heisere, Karotten ausrufende Stimme. Dies geräuschvolle Erwachen von Paris beruhigte mich zuerst; es schien mir unmöglich zu sein, daß man mich inmitten all dieses Lebens in die Erde verscharren würde. Eine Erinnerung bestärkte mich in meiner Zuversicht. Es fiel mir ein, daß ich einen dem meinigen ähnlichen Vorfall mit angesehen hatte während meiner Anstellung im Hospital in Guerande. Ein Mann hatte dort ebenso achtundzwanzig Stunden hindurch geschlafen; sein Schlaf war sogar so fest gewesen, daß die Aerzte eine Meinung auszusprechen gezaudert hatten; dieser Mann hatte sich dann auf seinem Lager aufgerichtet und hatte sogleich aufstehen können. Ich nun schlief bereits fünfundzwanzig Stunden. Erwachte ich um zehn Uhr, so wars ja noch Zeit.

Ich versuchte, mir über die Personen Rechenschaft zu geben, welche sich in der Stube befanden, sowie von dem, was um mich her vorging. Die kleine Dedchen mußte auf dem Treppenflur spielen, denn wenn die Thür geöffnet wurde, drang ein Kinderlachen von draußen herein. Simon war

jedenfalls nicht mehr anwesend; kein Geräusch verriet mir seine Gegenwart. Die Pantoffeln der Madame Gabin schlürften allein über die Dielen. Endlich wurde gesprochen.

„Meine liebe Frau," sagte die Alte, „Sie sollten doch trinken, so lange er warm ist, damit Sie bei Kräften bleiben."

Die Worte waren an Margareten gerichtet und das schwache Geräusch des durch den Trichter sickernden Wassers belehrte mich, daß die Alte dabei war, den Kaffee zu bereiten.

„Wenn man in mein Alter gerückt ist, dann taugt das Nachtwachen nicht mehr," fuhr Frau Gabin fort; „die Nacht ist auch recht traurig, wenns ein Unglück im Hause gegeben hat. Trinken Sie doch einen Schluck Kaffee, liebe Nachbarin, und wenns nur ein Tröpfchen ist."

Sie zwang Margareten eine Tasse auf.

„Hm, er ist warm, nicht wahr? Das thut einem gut. Sie brauchen noch Kräfte, um den heutigen Tag zu Ende zu bringen . . . Wenn Sie recht artig wären, liebe Frau, dann würden Sie in meine Stube hinübergehen und dort warten."

„Nein, ich will hier bleiben“, antwortete Margarete bestimmten Tones.

Ihre Stimme, die ich seit dem verwichenen Abend nicht mehr gehört hatte, rührte mich tief. Sie war verändert, von Schmerz erfüllt. O! das liebe Weib! ich fühlte ihre Nähe, gleich einer letzten Tröstung. Ich wußte, daß sie mich nicht aus den Augen lassen, daß sie mich mit allen Thränen ihres Herzens beweinen würde.

Aber die Minuten verstrichen. Ein Geräusch an der Thür wurde laut, über dessen Natur ich zuerst keine Klarheit gewann. Es war, als wenn ein Möbel transportiert würde, das gegen die Mauern der zu engen Treppe stieß. Dann begriff ich den Zusammenhang; Margaretens Thränen flossen von neuem; es war der Sarg.

„Ihr kommt zu früh,“ rief Madame Gabin mit ärgerlicher Stimme; „stellt das Ding hinter das Bett.“

Welche Zeit war es denn? Neun Uhr vielleicht. Also war der Sarg bereits zur Stelle. Und ich sah ihn in der dichten Nacht, die mich umgab, nagelneu, mit seinen kaum behobelten Brettern. Gott im Himmel! wie sollte das alles

enden! sollte ich denn in diesen Kasten gelegt werden, den ich zu meinen Füßen fühlte?

Ich hatte trotzdem eine gewaltige Freude. Margarete wollte mir trotz ihrer Schwäche die letzte Pflege widmen. Sie wars, die mich mit Hilfe der alten Frau ankleidete, so zärtlich und liebevoll, wies nur eine Schwester, ein Weib vermag. Ich fühlte bei jedem Kleidungsstück, welches sie mir anlegte, daß ich ein letztes mal in ihren Armen ruhte. Sie hielt inne, von Rührung übermannt; sie preßte mich an sich, badete mich mit ihren Thränen. Ich hätte ihr die Umarmung gern zurückgeben mögen, hätte ihr in die Ohren schreien mögen: „Ich lebe!“ — und dennoch besaß ich die Kraft nicht dazu, ich mußte mich behandeln lassen gleich einer fühllosen Masse.

„Sie thun nicht recht,“ meinte Mutter Gabin einmal übers andere, „das ist ja alles umsonst.“

Margarete antwortete mit ihrer gebrochenen Stimme:

„Lassen Sie mich doch! ich will ihm das Schönste in den Sarg mitgeben, was wir besitzen.“

Ich begriff, daß sie mich ankleidete wie für den Hochzeitstag. Ich besaß jene Kleidungsstücke noch; ich hatte ja darauf gerechnet, daß sie mir an den hohen Feiertagen dienen sollten. Dann sank Margarete, von der Anstrengung erschöpft, in den Lehnstuhl zurück.

Und dann, ganz plötzlich, sprach Simon. Ohne Zweifel war er eben erst eingetreten.

„Sie sind unten," sprach er leise.

„Gut, 's ist nicht zu früh," versetzte Madame Gabin, gleicherweise die Stimme senkend. „Sagen Sie ihnen nur, daß sie heraufkommen. Es muß zu Ende gebracht werden."

„Ich habe Angst vor der Verzweiflung dieser armen Frau."

Die Alte schien zu überlegen. Dann meinte sie:

„Hören Sie, Herr Simon, Sie müssen sie mit Gewalt nach meiner Stube führen. Ich will nicht, daß sie hier bleibt. 's ist ein Dienst, den wir ihr erweisen. Während sie fort ist, wird hier im Handumdrehen alles abgethan sein."

Diese Worte trafen mich ins Herz. Und was erriet ich, als ich den furchtbaren Streit vernahm, der sich entspann! Simon hatte sich

Margareten genähert, er bat sie, nicht in der Stube zu verweilen.

„Um immelswillen," flehte er, „kommen Sie mit mir! ersparen Sie sich einen unnötigen Schmerz!"

„Nein, nein," rief mein Weib wiederholt, „ich bleibe da, ich will da bleiben bis zum letzten Augenblick. Denken Sie doch, daß ich nur ihn auf der Welt besitze, daß ich allein da stehe, wenn er nicht mehr da sein wird."

Madame Gabin, die neben dem Bette stand, flüsterte dem jungen Mann ins Ohr:

„Vorwärts doch! packen Sie sie! tragen Sie sie in den Armen fort!"

Nahm denn Simon wirklich Margareten in seinen Arm und schleppte sie fort? In diesem Augenblick hörte ich einen Schrei aus ihrem Munde. Mit einem rasenden Sprung wollte ich mich aufrichten. Aber die Federn meines Fleisches waren zertrümmert, und ich verblieb in einer solchen Starrheit, daß ich nicht einmal die Lider aufheben konnte, um zu sehen, was sich vor mir vollzog. Der Kampf dauerte fort; meine Frau

hielt sich an den Möbeln fest und rief in einem fort:

„Mitleid, Herr Simon, Mitleid! Lassen Sie mich los! ich will nicht! ich will nicht!“

Er mußte sie in seine kräftigen Arme genommen haben; denn sie stieß nur noch schwache Klagerufe aus. Er trug sie hinweg, die Schluchzer verloren sich, und ich bildete mir ein sie zu sehen, ihn groß und stark, sie an seiner Brust, an seinem Halse haltend, und sie in Thränen, zermalmt, voll Hingabe, bereit, ihm überallhin zu folgen.

„Sapperment!“ rief die alte Madame Gabin leise; „das war kein leichtes Stück Arbeit! Und nun vorwärts, solange die Dielen frei sind!“

In dem eifersüchtigen Zorn, welcher mich packte, sah ich diese Entführung wie einen abscheulichen Raub an. Ich sah Margareten nicht mehr seit dem verwichenen Tage, aber ich hörte sie noch. Jetzt wars zu Ende; man hatte sie mir genommen; ein Mann hatte sie geraubt, früher sogar noch, als ich im Grabe war. Und er war bei ihr, hinter dem Verschlage, allein bei ihr! allein, um sie zu trösten! vielleicht zu umarmen!

Die Thür hatte sich von neuem geöffnet. Schwere Schritte schallten durch das Zimmer.

„Hurtig! hurtig!“ rief die alte Gabin. „Die kleine Frau könnte wiederkommen!“

Sie sprach zu unbekannten Männern, die ihr nur mit Brummen antworteten.

„Ich bin keine Verwandte,“ schwatzte die Alte wieder; „ich bin nur eine Nachbarin, verstehen Sie? Ich habe bei der ganzen Geschichte nichts zu gewinnen. Nur aus Gutmütigkeit hab' ich mich mit der Geschichte befaßt. Es ist ohnehin nicht eben lustig . . . Ja, ja, ich hab' die Nacht gewacht. So um vier Uhr herum wars nicht etwa warm! Aber ich bin immer so'n Tropf gewesen, ich bin viel zu gutmütig.“

In diesem Augenblick wurde der Sarg in die Mitte des Zimmers geschoben und ich fing an, zu begreifen. Also war ich verdammt, denn das Erwachen kam nicht. Meine Gedanken verloren an Klarheit; Alles drehte sich um mich in einem schwarzen Nebel; ich empfand eine solche Mattigkeit, daß es mir wie eine Erleichterung vorkam, auf nichts mehr hoffen zu dürfen.

„Man hat nicht am Holz gespart,“ sagte die

heisere Stimme eines Leichenträgers. „Der Kasten ist gar lang.“

„Na, dann wird ers recht bequem drin haben,“ setzte eine andere Stimme scherzend hinzu.

Ich war nicht schwer; sie gaben ihrer Freude hierüber Ausdruck, denn sie hatten drei Stockwerke hinabzuklettern. Als sie mich bei den Schultern und Beinen packten, ertönte plötzlich die ärgerliche Stimme der alten Gabin:

„Warte, du verdammte Brut! sie muß ihre Nase überall haben. Warte, Jöhre! ich will dich durch die Thürspalten gucken lehren!“

Dedchen wars, die die Thür halb öffnete und ihren Ruschelkopf hindurchsteckte. Sie wollte sehen, wie der Herr in den Sarg gelegt wurde. Zwei kräftige Ohrfeigen schallten, gefolgt von einem heftigen Ausbruch von Schluchzen und Weinen. Und als die Mutter wieder hereingetreten war, plauderte sie mit den mich im Sarge bettenden Männern von ihrem Töchterchen.

„Sie ist zehn Jahre alt. Sie ist ein gutes Blut, aber sie ist neugierig. Ich prügele sie nicht etwa alle Tage; aber gehorchen muß sie.“

„Na, wissen Sie,“ meinte der eine der

Männer; „so sind alle die kleinen Rangen . . . Wenn ein Toter irgendwo liegt, sind sie immer bei der Hand."

Ich war bequem gelegt; ich hätte, abgesehen von einer Beengung meines linken Armes, der sich ein wenig gegen eine Planke des Sarges drückte, meinen können, noch im Bett zu liegen; so wie die Männer sagten, lag ich, dank meiner kleinen Figur, recht gut in dem Sarge.

„Warten Sie," rief jetzt Frau Gabin, „ich habe seiner Frau versprechen müssen ihm ein Kissen unter dem Kopf zu legen."

Aber die Männer hatten Eile, sie stopften mir das Kissen roh unter den Kopf. Der eine von ihnen suchte überall nach dem Hammer, fluchte und räsonnierte. Man hatte ihn unten vergessen. Es mußte einer hinunter gehen. Der Deckel wurde auf den Sarg gelegt; ich fühlte eine Erschütterung in meinem ganzen Körper, als zwei Hammerschläge den ersten Nagel eintrieben. Es war aus mit mir; ich hatte gelebt. Dann drangen die übrigen Nägel ein, einer nach dem andern, während der Hammer im Takte auf sie niederfuhr. Es war, als ob ein paar

Markthelfer eine Kiste mit gedörrtem Obst in ihrer geschäftsmäßigen Gewandtheit zunagelten. Von da an traf das Geräusch von außen her nur dumpf und langgezogen mein Ohr, mit einem fremdartigen Widerhall, als ob der tannene Sarg sich in einen großen Musikkasten verwandelt hätte. Das letzte Wort, welches ich in jener Stube der Rue Dauphine vernahm, waren die Worte von Madame Gabin:

„Gehen Sie leise hinunter und achten Sie auf das Geländer im zweiten Stock; es hält nicht mehr recht."

Man trug mich fort. Ich hatte die Empfindung, als würde ich in ein wogendes Meer gewälzt. Uebrigens sind meine Erinnerungen von diesem Augenblick an sehr unbestimmt. Ich erinnere mich aber, daß der einzige Gedanke, der mich noch beschäftigte, ein dummer gleichsam mechanischer Gedanke, darauf gerichtet war, mir Klarheit über den Weg zu verschaffen, den wir nach dem Kirchhof einschlagen würden. Ich kannte nicht eine einzige Straße von Paris, kannte nicht einmal die richtige Lage der großen Friedhöfe, deren Namen man bisweilen in meiner

Gegenwart genannt hatte, aber das hinderte mich nicht, die letzte Kraft meines Verstandes darauf zu richten, um zu erraten, ob wir uns nach rechts oder nach links wendeten. Der Leichenwagen schleppte mich über das Straßenpflaster. Um mich her ertönte das Rollen der Gefährte, das Stampfen der Fußgänger in wirrem Lärm, den die Schallfähigkeit meines Sarges zur Geltung brachte. Anfangs folgte ich dem Wege mit ziemlicher Klarheit. Dann wurde ein Halt gemacht; man trug mich eine Strecke; ich begriff, daß wir uns in der Kirche befanden. Aber als der Leichenwagen sich von neuem in Bewegung setzte, verlor ich jegliches Bewußtsein der Oertlichkeiten, welche wir durchschritten. Ein Glockengeläute unterrichtete mich, daß wir bei einer Kirche vorbeikamen; ein sanfteres Rollen von ziemlich langer Dauer gab mir Kunde, daß wir eine Promenade entlang fuhren. Ich kam mir vor wie ein Verdammter, der auf die Richtstätte geführt wird, stumpfsinnig, in Erwartung des letzten Schlages, der nicht kam.

Es wurde Halt gemacht. Man schob mich aus dem Leichenwagen. Und das war im Nu

geschehen. Das Geräusch war zu Ende. Ich fühlte, daß ich in einem einsamen Orte war, unter Bäumen, unter dem weiten Himmelszelt. Ohne Zweifel folgten ein paar Leute dem Trauerwagen, die Mieter des Hauses, in welchem ich gestorben war, Simon und andere; denn Geflüster drang bis zu meinen Ohren. Man stampfte ein paar Minuten um mich herum. Dann fühlte ich plötzlich, daß ich sank, während Stricke gegen die Ecken des Sarges kratzten, der einen Ton von sich gab, wie ein gesprungener Kontrabaß, Das war das Ende. Ein schrecklicher Stoß, dem Schall eines Kanonenschusses vergleichbar, erfolgte wenig links von meinem Kopfe; ein zweiter Stoß vollzog sich zu meinen Füßen, ein dritter, noch heftigerer, warf mich auf den Bauch, mit so tiefem Klange, daß ich glaubte, der Sarg sei entzweigeborsten. Und Ohnmacht umfing auch meine Sinne.

IV.

Wie lange Zeit blieb ich ohnmächtig? ich vermöchte es nicht zu sagen. Eine Ewigkeit und eine Sekunde haben die gleiche Dauer im

Nichts. Ich existierte nicht mehr. Nach und nach, wirr und undeutlich, kehrte mir das Bewußtsein des Daseins zurück. Ich schlief noch immer aber ich begann zu träumen. Ein Alp hob sich von dem schwarzen Grunde ab, welcher meinen Horizont abgesperrt hielt. Und dieser Traum, welcher mich umfangen hielt, war eine seltsame Einbildung, die mich ehemals oft gequält hatte, wenn ich mit meiner für schreckliche Gebilde prädisponierten Natur vor mich hinstarrte und das grausige Vergnügen genoß, mir allerhand Unglücksschläge vor die Seele zu malen.

Ich bildete mir ein, daß meine Frau irgendwo in Guerande auf mich wartete, daß ich den Bahnzug bestiegen hätte, um sie dort zu treffen. Als der Zug unter einem Tunnel entlang fuhr, rollte plötzlich ein furchtbares Getöse heran mit einem donnerähnlichen Schlage. Es war ein zweifacher Erdsturz, welcher soeben erfolgt war. Unser Zug war von keinem Stein getroffen worden, die Wagen waren unberührt geblieben; aber zu beiden Enden des Tunnels, vor uns und hinter uns, war das Gewölbe niedergestürzt, und wir befanden uns auf diese Weise im Mittelpunkt

eines Berges, durch Felsblöcke ummauert. Und nun begann ein langer gräßlicher Todeskampf. Keine Hoffnung auf Hilfe; vier Wochen mußten vergehen, bevor der Tunnel freigemacht werden konnte, und selbst diese Arbeit erforderte unsägliche Vorsicht, mächtige Maschinen. Wir saßen gefangen in einer Art Keller, der keinen Ausgang bot. Unser Tod war für alle nur eine Frage von Stunden.

Oftmals — ich wiederhole es — hatte meine Phantasie dies gräßliche Thema bearbeitet. Ich variierte dies Drama ins Unendliche. Ich nahm als handelnde Personen Männer, Weiber und Kinder, mehr als hundert Leute, eine ganze Menge, die mir ohne Unterlaß neue Scenen vor Augen führte. Es befanden sich allerdings einige Vorräte in dem Bahnzuge; aber sie gingen rasch auf die Neige. Die Unglücklichen, dem Hunger Verfallenen, rissen sich, gleich wilden Tieren, um das letzte Stück Brot. Ein Greis wurde mit Faustſtößen zurückgejagt und brach tot zusammen; eine Mutter biß um sich wie eine Wölfin, um die drei oder vier ihrem Kinde verwahrten Bissen zu verteidigen. In meinem Wagen lag ein junges

Ehepaar einander röchelnd in den Armen und hoffte nichts mehr, rührte sich nicht mehr. Das Geleise war übrigens frei, die Passagiere stiegen aus den Wagen, liefen an dem Zuge entlang, wilden Tieren gleich nach Beute lungernd. Alle Wagenklassen vermengten sich; ein sehr reicher Mann, ein hoher Staatsbeamter, wurde erzählt, weinte am Halse eines Tagarbeiters und duzte ihn. Seit den ersten Stunden waren die Lampen verlöscht, das Feuer der Lokomotive ausgebrannt. Wenn man von einem Wagen zu einem andern schritt, tastete man sich an den Rädern entlang, um sich nicht zu stoßen, und gelangte so bis zur Lokomotive vor, die man an ihrer kalten Lenkstange, an ihren gewaltigen, im Schlafe liegenden Flanken erkannte, eine unnütze, stumme, bewegungslos vom Schatten der Nacht umschlossene Kraft. Nichts war schrecklicher als dieser unterirdisch eingemauerte, lebendig begrabene Zug mit seinen Passagieren, die einer nach dem andern dahinstarben.

Ich empfand Wohlbehagen inmitten dieses Entsetzens, vertiefte mich in die Gräßlichkeit der kleinsten Einzelheiten. Geheul durchdrang die

Finsternis. Plötzlich stieß mich ein Nachbar, den man nicht dort wußte, den man nicht sah, an die Schulter. Aber diesmal war es die Kälte, der Mangel an Luft, unter dessen Wirkung ich litt. Ich hatte niemals eine solche Kälte gefühlt, ein Schneemantel fiel mir auf die Schultern, eine schwere Feuchtigkeit regnete auf mein Gehirn. Und ich erstickte dabei, es war mir, als ob das Felsengewölbe auf meine Brust herniederbrach, als ob der ganze Boden mich belastete und zermalmte. Da plötzlich schallte ein schriller Schrei durch die Finsternis, der Schrei der Befreiung, der Erlösung. Seit langem vermeinten wir in der Ferne ein dumpfes Geräusch zu hören, und wir lullten uns ein in der Hoffnung, daß man draußen zu unserer Rettung arbeite. Das Heil kam uns aber nicht von dort. Einer der Verschütteten hatte soeben ein Loch in der Decke des Tunnels entdeckt, und wir liefen alle nach jener Stelle, um dies Loch zu sehen, das einen blauen Flecken zeigte, so groß wie eine Oblate. O! welch eine Freude erfüllte unser Herz ob dieses blauen Fleckchens! Es war der Himmel. Wir reckten uns empor nach ihm, um Atem zu schöpfen; wir

unterschieden deutlich schwarze bewegliche Punkte, zweifellos Arbeiter, die beim Werke waren, eine Winde zu unserer Rettung in Gang zu bringen. Ein rasender Schrei: „Gerettet! gerettet!“ entrang sich aus aller Kehlen, während zitternde Arme sich nach dem kleinen, blaßblauen Flecken aufhoben.

Die Gewalt dieses Schreies war es, die mich erweckte. Wo war ich! Noch in dem Tunnel jedenfalls. Ich ward inne, daß ich der Länge nach hingelegt war; ich fühlte rechts und links von mir harte Wände, die mir die Seiten preßten. Ich wollte aufstehen, aber ich rannte mich an den Schädel. Hielt mich der Felsen denn auf allen Seiten umschlossen? Der blaue Flecken war verschwunden, der Himmel war nicht mehr da; ich hatte noch immer die Empfindung des Erstickens, ich klapperte mit den Zähnen, von einem Schauder gepackt.

Plötzlich entsann ich mich. Entsetzen trieb mir die Haare zu Berge; ich fühlte die grausige Wahrheit in mein Bewußtsein gleiten; eisig kam sie über mich, von den Beinen nach dem Kopfe herauf. War ich endlich von dieser Läh-

mung befreit, die mich stundenlang mit einer Leichenstarre geschlagen hielt? Ja, ich bewegte mich wieder; ich führte die Hände an den Planken des Sarges entlang. Einen letzten Beweis hatte ich noch zu führen; ich öffnete den Mund, ich rief instinktiv nach Margareten. Aber ich hatte geheult, meine Stimme hatte in dem tannenen Behälter einen so erschrecklich rauhen Ton angenommen, daß ich mich vor mir selbst entsetzte. Gott im Himmel! wars also wirklich wahr? ich konnte rufen, konnte schreien, daß ich lebte; und meine Stimme sollte nicht gehört werden! ich war eingeschlossen, unter die Erde verscharrt!

Ich that mir Gewalt an, um ruhig zu werden, um zu überlegen. Gab es gar kein Mittel, um von hier fortzukommen? Mein Traum nahm wieder seinen Anfang, ich hatte noch mein Hirn nicht auf dem rechten Flecke, ich vermischte die Vision jenes Loches und seinen blauen Himmelsflecken mit der Grube, in welcher ich erstickte. Mit weit aufgerissenen Augen starrte ich in die Finsternis. Vielleicht erblickte ich ein Loch, einen Spalt, einen Tropfen Licht! Aber feurige Funken zuckten allein in der nächtlichen

Finsternis, rötliche Schimmer breiteten sich aus und erblaßten. Nichts, nichts! als ein schwarzer unergründlicher Abgrund! Dann kehrte die geistige Klarheit zurück, ich streifte diesen blöden Alp von mir. Ich brauchte meinen ganzen Kopf, wenn ich die Rettung versuchen wollte.

Zuerst schien mir die größere Gefahr in der Empfindung des Erstickens zu liegen, die sich vermehrte. Sicherlich hatte ich es der Lähmung, welche die Funktionen des Lebens in mir aufgehoben hatte, zu verdanken, daß ich so lange die Luft hatte entbehren können. Aber jetzt, da mein Herz schlug, da meine Lungen atmeten, mußte ich, wenn ich mich nicht bald befreite, den Tod des Erstickens sterben. Ich litt nicht minder unter der Kälte; ich fürchtete, jenem tödlichen Hinbrüten anheimzufallen, welchem sich im Schnee vergrabene Menschen überlassen, um nimmer wieder aufzustehen.

Während ich mich fortgesetzt zur Ruhe ermahnte, fühlte ich Spuren der nahenden Geistesumnachtung in meinem Hirn auftauchen. Ich bestrebte mich, mir die Einzelumstände ins Gedächtnis zu rufen, unter welchen ich beerdigt

worden war. Ich war jedenfalls in ein Grab gebettet worden, dessen Dauer eine fünfjährige war. Dies raubte mir eine Hoffnung, denn ich hatte früher in Nantes die Wahrnehmung gemacht, daß bei dem gewöhnlichen Grabe das Fußende der zuletzt eingelassenen Särge in langer Flucht frei gelassen würde. Es hätte dann hingereicht, wenn ich eine Planke ausstieß, um mich zu befreien! während, wenn ich in einem vollumhäuften Grabe lag, eine dichte Erdschicht auf mir lag, die ein furchtbares Hindernis abgeben mußte. Hatte ich nicht gehört, daß man in Paris die Gräber sechs Fuß tief machte? Wie sollte ich diese ungeheure Erdmasse durchdringen? Selbst wenn es mir gelang, den Deckel zu sprengen, würde dann nicht die Erde eindringen, mir Mund und Augen füllen? Und das würde erst recht der Tod sein, ein gräßlicher Tod, ein Ertrinken im Erdreich.

Indessen tastete ich sorgsam um mich herum. Der Sarg war groß, ich bewegte die Arme mit Leichtigkeit. In dem Deckel fühlte ich keinen Spalt. Rechts und links waren die Planken schlecht gehobelt, aber widerstandsfähig und stark.

Ich schob meinen Arm an meiner Brust entlang um ihn nach dem Kopfe heraufzuführen. Dort entdeckte ich in der oberen Planke einen Ast im Holze, welcher unter dem Drucke meines Fingers leicht nachgab; ich arbeitete mit der größten Mühe und es gelang mir, den Ast herauszudrängen. Als ich den Finger durch das entstandene Loch schob, fühlte ich Erde, eine fette, lehmichte, feuchte Erde. Aber das nützte mir nichts; es that mir sogar leid, diesen Ast herausgedrängt zu haben, weil ich mir einbildete, die Erde könnte durch das Loch eindringen. Ein anderer Versuch beschäftigte mich einen Augenblick lang: ich klopfte um den ganzen Sarg herum, um zu ermitteln, ob nicht zu seiner Rechten oder Linken eine Leere vorhanden sei. Ueberall aber war der Ton der nämliche. Als ich auch mit den Füßen an das Fußende stieß, schien es mir, als ob der Ton dort ein wenig heller klinge. Vielleicht wars nur eine Wirkung der Schallfähigkeit des Holzes.

Dann begann ich, die Arme vorgestreckt, leichte Stöße mit den Fäusten zu führen, das Holz widerstand. Ich nahm die Kniee zu Hilfe, stemmte mich auf die Füße und auf die Hüften. Es krachte

nicht, ob ich gleich alle meine Kraft aufwandte und mit dem ganzen Körper stieß, so heftig, daß meine zermarterten Knochen knackten. Und jetzt wurde ich toll.

Bis zu diesem Augenblicke hatte ich den Anwandlungen von Raserei, die auf Augenblicke mein Hirn gleich einem trunkenen Rausche umschwirrten, Widerstand geleistet. Vor allem zwang ich mich, nicht zu schreien; denn ich fühlte, daß ich verloren wäre, wenn ich schrie. Aber der Drang war stärker als ich selbst. Die Schreie entrangen sich meiner einsinkenden Kehle. Ich schrie um Hilfe mit einer Stimme, die ich an mir nicht kannte; mit jedem neuen Hilferuf, mit jedem Schrei, daß ich nicht sterben wolle, wuchs meine Raserei. Ich zerkratzte das Holz mit den Nägeln; ich krümmte mich in krampfhaften Zuckungen. Wie lange diese Krisis dauerte? ich weiß nicht, aber ich fühle noch jetzt die unverletzbare Härte des Sarges, in welchem ich mich abkämpfte: ich höre noch jetzt den Sturm von Schreien und Schluchzern, mit welchen ich diese vier Bretterplanken erfüllte. In einem letzten Schimmer von Vernunft fühlte ich den Trieb, an mich zu halten; und ich konnte nicht.

Eine große Abmattung folgte. Ich erwartete den Tod inmitten einer schmerzvollen Schlafsucht. Dieser Sarg war von Stein; niemals könnte es mir gelingen, ihn zu zerbrechen; und diese Gewißheit meiner Ohnmacht erschlaffte mich, raubte mir den Mut zu einem neuen Versuche. Ein anderes Leiden, der Hunger, hatte sich der Kälte und dem Ersticken zugesellt. Ich verlor die Kräfte. Bald wurde die Qual unerträglich. Mit meinem Finger versuchte ich durch das Loch, welches der herausgestoßene Ast gelassen hatte, Erde zu lockern und zum Munde zu bringen; ich aß diese Erde und meine Qualen verdoppelten sich. Ich biß mich in die Arme, wagte es aber nicht, mich blutig zu beißen, sondern saugte nur an der Haut, gierig die Zähne hinein zu graben.

Ach! wie sehnte ich in diesem Augenblicke den Tod herbei! Mein ganzes Leben lang hatte ich vor dem Nichts gezittert, und ich begehrte es, ich forderte es, niemals würde es mir finster genug sein. Welche Kinderei, diesen traumlosen Schlaf zu fürchten, dieses ewige Schweigen, diese ewige Finsternis! Der Tod war nur gut, weil er das

Dasein mit einem Schlage unterdrückte für immer. O! zu schlafen gleich den Steinen, in das Erdreich einzudringen, nicht mehr zu existieren!

Meine tastenden Hände fuhren mechanisch fort, am Holze entlang zu gleiten. Plötzlich stieß ich mich an den linken Daumen und der leichte Schmerz riß mich aus meiner Erstarrung. Was war denn das? Ich suchte von neuem. Ich fand einen Nagel — einen Nagel, den die Leichenträger verkehrt eingeschlagen hatten und der den Rand des Sarges nicht mehr getroffen hatte. Er war sehr lang', sehr spitz. Der Kopf saß im Deckel, aber ich fühlte, daß er sich bewegte. Von diesem Augenblick an hatte ich nur einen Gedanken noch: diesen Nagel zu besitzen. Ich schob meine rechte Hand auf meinen Leib, ich fing an, den Nagel zu drehen, zu ziehen. Er gab nur langsam nach Es war ein schweres Stück Arbeit. Ich wechselte mehrmals die Hand, denn die linke Hand, deren Lage eine sehr schlechte war, ermüdete rasch. Während ich mich hiermit abeiferte, hatte sich ein förmlicher Plan in meinem Gehirn zusammengesetzt. Dieser Nagel wurde mir zur Rettung; er mußte es für mich werden, gleichviel auf welche

Weise. Aber würde es denn noch Zeit sein für mich? Der Hunger quälte mich; ich mußte innehalten; denn ein Schwindel überfiel mich, lähmte mir die Hände, trübte mir den Geist. Ich hatte die Tropfen aufgesaugt, welche von dem Riß in meinem Daumen herabrannen. Jetzt biß ich mich in den Arm und trank mein Blut, angespornt durch den Schmerz, neu belebt durch diesen lauen und scharfen Wein, welcher meinen Mund befeuchtete. Und wieder führte ich beide Hände an den Nagel, und endlich gelang es mir, ihn herauszureißen.

Von diesem Augenblick an glaubte ich an den Erfolg. Mein Plan war einfach. Ich grub die Spitze des Nagels in den Deckel ein und zog eine gerade Linie, so lang als ich sie irgend ziehen konnte, und fuhr in ihr mit dem Nagel auf und nieder, mit der Absicht, einen Einschnitt zu bewirken. Meine Hände wurden steif; ich arbeitete hartnäckig mit wildem Eifer weiter. Sobald ich meinte, tief genug mit dem Nagel eingedrungen zu sein, drehte ich mich um, so daß ich auf den Bauch zu liegen kam; dann hob ich mich auf den Knieen und den Ellenbogen auf

und stieß mit den Hüften. Aber wenn der Deckel auch krachte, so brach er doch noch nicht. Der Einschnitt war nicht tief genug. Ich mußte mich wieder auf den Rücken legen und die Arbeit von neuem beginnen, was mir viel Mühe kostete. Endlich versuchte ich eine neue Anstrengung, und diesmal barst der Deckel von einem Ende zum andern mitten auseinander.

Ich war freilich nicht gerettet; aber die Hoffnung zog in mein Herz. Ich hatte aufgehört mit Stoßen, ich rührte mich nicht mehr, aus Furcht, einen Sturz des Erdreiches zu veranlassen, der mich verschüttet haben würde. Mein Plan war, mich des Deckels als eines Schutzdaches zu bedienen, während ich versuchen wollte, eine Art Loch in die lehmige Erde zu graben. Diese Arbeit aber bot unendliche Schwierigkeiten. Die dichten Schollen, welche sich ablösten, drückten auf die Planken nieder, so daß ich dieselben nicht zu bewegen vermochte. Niemals würde ich auf den Boden gelangt sein; schon die einzelnen Erdschiebungen hätten mir das Rückgrat gebrochen und mich mit dem Gesicht auf die Erde geworfen. Die Furcht packte mich bereits wieder, als ich

mich in der Absicht, einen Stützpunkt zu gewinnen, lang ausstreckte und dabei zu fühlen meinte, daß die den Sarg am Fußende schließende Platte unter dem Drucke meiner Füße nachgab. Ich stieß nun mit aller Gewalt mit den Hacken gegen die Planke, in dem Glauben, daß an dieser Stelle ein frisch aufgeworfenes Grab befindlich sein könne.

Plötzlich stießen meine Füße in die Leere. Die Voraussicht bestätigte sich; ein neu geöffnetes Grab befand sich dort. Ich hatte nur eine dünne Erdschicht zu durchstoßen, um in jenes Grab zu rutschen. Gott im Himmel! ich war gerettet!

Eine Weile lang blieb ich in meinem Grabe auf dem Rücken liegen und starrte in die Luft. Es war Nachtzeit. Am Himmel leuchteten die Sterne in einer sammetnen Bläue. Zeitweise führte ein Windstoß mir eine Frühlingswärme, einen Baumgeruch zu. Gott im Himmel, ich war gerettet! ich atmete, ich fühlte Wärme! ich vergoß Thränen, ich lallte! In einer frommen Regung erhob ich die Hände nach dem leeren Raum über mir. O! wie wohl that es mir zu leben!

V.

Mein erster Gedanke war, mich zu dem Friedhofswächter zu begeben, damit er mich nach Hause führen lasse. Aber allerhand noch wirre Ideen hielten mich zurück. Ich würde jedermann erschreckt haben. Warum sollte ich mich beeilen, da ich doch Herr der Situation war? Ich betastete meine Gliedmaßen; ich hatte nur die leichte von meinen eigenen Zähnen herrührende Bißwunde am linken Arm, und das schwache Fieber, das durch dieselbe hervorgerufen wurde, regte mich auf, lieh mir eine unerwartete Kraft. Ich konnte ja ohne Hilfe gehen!

Ich nahm mir Zeit. Allerhand wirre Träume durchzogen mein Gehirn. Ich hatte neben mir in dem Grabe die Werkzeuge des Totengräbers gefühlt; ich empfand das Bedürfnis, den Verdruß auszugleichen, welchen ich verursachen würde, das Loch wieder zuzustopfen, damit man meine Auferstehung nicht bemerken könnte.

In diesem Augenblick hatte ich keinen klaren Gedanken; ich fand es für durchaus unnütz, das Abenteuer an die große Glocke zu bringen; ich schämte mich des Lebens, da die ganze Welt mich

für tot hielt. Durch eine halbstündige Arbeit gelang es mir, jede Spur zu verwischen. Und ich sprang aus der Grube.

Welch eine schöne Nacht! Ein tiefes Schweigen herrschte auf dem Friedhofe. Die schwarzen Bäume bildeten bewegungslose Schatten inmitten der Weiße der Gräber. Als ich mich zu orientieren suchte, bemerkte ich, daß die ganze eine Hälfte des Himmels von einem feurigen Widerschein erhellt war. Dort lag Paris. Ich machte mich in dieser Richtung auf den Weg, ging an einer breiten Straße entlang, unter finstern Baumreihen hin. Aber nach etwa fünfzig Schritten mußte ich stehen bleiben, ich hatte keinen Atem mehr und setzte mich auf eine Steinbank nieder. Da erst prüfte ich meinen Zustand. Ich war vollständig angekleidet, sogar die Schuhe fehlten mir nicht, bloß einen Hut besaß ich nicht. Wie dankte ich meiner teuren Margarete für die fromme Regung, mir meine Kleider anzulegen. Die plötzliche Erinnerung an Margareten brachte mich auf die Beine. Ich wollte sie sehen.

Am Ende der Straße wehrte mir eine Mauer den Weg. Ich stieg über ein Grab, und als ich

auf dem Rande der Mauer angelangt war, ließ ich mich auf die andere Seite hinab. Der Fall war hart. Dann wanderte ich ein paar Minuten auf einer großen öden Straße, die um den Friedhof herum lief. Ich wußte durchaus nicht, wo ich mich befand; aber ich wiederholte mir mit der Hartnäckigkeit des fixen Gedankens in einem fort, daß ich nach Paris zurückkehren wolle und die Rue Dauphine ganz gut würde zu finden wissen. Leute schritten an mir vorüber, ich fragte sie nicht einmal, denn ich war von Mißtrauen gegen die Menschen erfüllt und wollte mich nur auf mich allein verlassen. Heute weiß ich allerdings, daß mich schon ein schweres Fieber schüttelte, daß mein Denkvermögen sich verlor. Endlich, als ich auf einen großen Weg abbog, überkam mich eine Blendung, und ich stürzte schwer auf das Pflaster hin.

Hier tritt eine Lücke in mein Leben. Drei Wochen lang verblieb ich ohne Bewußtsein. Als ich endlich erwachte, befand ich mich in einer mir unbekannten Stube. Ein Mann war in derselben mit meiner Pflege beschäftigt. Er erzählte mir, daß er mich an einem Morgen auf dem Boulevard Montparnasse aufgehoben und

bei sich behalten habe. Es war ein alter Arzt, der keine Praxis mehr übte. Als ich ihm dankte, antwortete er mir mit Grobheit, daß mein Krankheitsfall ihm merkwürdig gewesen sei und daß er ihn habe studieren wollen. Im übrigen gestattete er mir während der ersten Tage meiner Genesung nicht mehr, eine Frage an ihn zu stellen. Später stellte er an mich keine Frage. Noch weitere acht Tage hütete ich das Bett, mein Kopf war schwach, ich suchte nicht einmal nach einer Erinnerung, denn die Erinnerung war eine Anstrengung und ein Kummer. Ich fühlte mich voll Scham und Furcht. Wenn ich ausgehen könnte, würde ich ja sehen. Vielleicht war mir im Delirium des Fiebers ein Name entschlüpft; aber niemals gab der Arzt eine Andeutung auf das, was ich hätte gesagt haben können. Seine Barmherzigkeit blieb diskret.

Mittlerweile war der Sommer gekommen. An einem Junimorgen erhielt ich endlich die Erlaubnis, einen kurzen Spaziergang zu machen. Es war ein prächtiger Morgen; die Sonne schien heiter, die Straßen des alten Paris verjüngend. Ich ging langsam, fragte bei jeder

Straßenecke die Vorbeigehenden nach der Rue Dauphine. Ich kam dort an und hatte Mühe, das Hotelgarni wieder zu erkennen, wo wir abgestiegen waren. Eine kindische Furcht schüttelte mich. Wenn ich mich Margareten plötzlich zeigte, dann konnte ich sie töten. Ich fürchtete es. Das Beste würde vielleicht sein, zuerst jene alte Frau, die Madame Gabin, die dort wohnte, zu benachrichtigen. Aber es mißfiel mir, irgend jemand als Mittelsperson zwischen uns zu benützen. Ich entschied mich für nichts. In meinem Innern wars wie eine große Leere, wie wenn ich lange Zeit ein schweres Opfer gebracht hätte.

Das Haus war ganz gelb vom Sonnenschein. Ich hatte es wieder erkannt an einer kleinen Kneipe, die sich im Erdgeschoß befand und aus welcher wir unsere Beköstigung entnommen hatten. Ich erhob die Augen, ich beobachtete das letzte Fenster des dritten Stockes links. Es stand weit offen. Plötzlich lehnte sich ein junges Weib mit zerzaustem Haar und falsch zugeknöpftem Leibchen aus dem Fenster, und hinter ihr kam ein junger Mann zum Vorschein, folgte ihr und drückte ihr einen Kuß auf den Hals. Es war

nicht Margarete. Ich empfand keine Ueberraschung. Es schien mir, als ob ich und andere Dinge, die ich im Begriffe stand zu vernehmen, geträumt hätte.

Eine Weile lang blieb ich unentschlossen auf der Straße stehen. Ich dachte daran, nach dem dritten Stock hinaufzusteigen und jene Liebesleute, welche im hellen Sonnenschein standen und in einem fort lachten, zu befragen. Dann aber beschloß ich, in die kleine Kneipe im Erdgeschoß zu gehen. Ich mußte unkenntlich sein. Mein Bart war während meiner Gehirnkrankheit gewachsen, mein Gesicht hohl geworden. Als ich mich an einen Tisch setzte, sah ich gerade Madame Gabin mit einer Tasse in der Hand am Büffet stehen und für zwei Sous Kaffee kaufen. Sie begann mit der Frau, die ihr einschenkte, das gewöhnliche Tagesgeschwätz. Ich spannte das Ohr.

„Ei, sagen Sie doch,“ fragte die Frau, „ist denn das arme Weibchen im dritten Stock endlich zu einem Entschlusse gekommen?“

„Was denn?“ versetzte Frau Gabin; „es war doch das Beste, was sie thun konnte. Herr Simon bezeigte ihr soviel Freundschaft! Er

hatte seine Geschäfte glücklich beendet, die ihm eine große Erbschaft verursachten, und machte ihr das Anerbieten, sie mit sich dort hinunter, in seine Heimat zu nehmen und bei einer Tante von ihm, die eine Vertrauensperson brauche, zu leben."

Die Frau am Büffet lächelte. Ich hatte mein Gesicht hinter einer Zeitung verborgen; ich war leichenblaß geworden, meine Hände zitterten.

„Freilich wird das Ende von der Sache eine Heirat sein," nahm Madame Gabin wieder das Wort. „Aber ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich nicht das kleinste Unrecht gesehen habe. Das Frauchen weinte um ihren Mann, und der junge Mensch benahm sich durchaus ehrbar . . . Gestern sind sie zusammen abgereist. Wenn ihr Trauerjahr vorüber ist, nicht wahr? dann mögen sie miteinander machen, was sie wollen."

In diesem Augenblick wurde die Thüre, welche von der Kneipe nach der Allee hinausführte, weit aufgerissen und Dedchen trat herein.

„Mama, kommst Du nicht herauf? . . . Ich warte schon lange. Komm geschwind!"

„Ich komme gleich," rief die Alte. „Mach daß du wieder hinauf kommst, du Range!"

Das Kind blieb stehen und hörte den beiden Weibern mit der frühreifen Miene der auf dem Pariser Pflaster groß gewordenen Range zu.

„Was denn auch!“ fuhr Madame Gabin in ihren Erläuterungen fort; „der Verstorbene wog doch wahrlich den Herrn Simon nicht auf. Er hat mir nicht sonderlich gefallen, das magere Kerlchen. Immerfort ächzen und klagen! und keinen Kreuzer im Vermögen! O! solch ein Mann ist doch nichts für ein so hübsches junges Weibchen, wie die Margarete ist. Herr Simon dagegen ist ein reicher Mann und kerngesund . . .“

„O!“ unterbrach Dedchen die Mutter, „ich hab' ihn einmal gesehen, wie er sich rasiert hat. Er ist ganz haarig auf den Armen!“

„Willst du machen, daß du hinauskommst, infame Jöhre!“ keifte die Alte, indem sie das Kind ohrfeigte, „du steckst fortwährend deine Nase dorthin, wohin sie nicht gehört.“

Dann nahm sie ihre vorige Rede wieder auf und meinte, wie um dieselbe zu schließen:

„Glauben Sie mir, Frau Wirtin! Der Andere hat gut daran gethan zu sterben. Es war ein Glück für beide!“

Als ich wieder auf der Straße stand, schritt ich langsam voran, die Beine drohten mir zu knicken. Dennoch war der Schmerz, welchen ich fühlte, nicht allzu heftig. Ich fand sogar nach einer Weile ein Lächeln, als ich meinen Schatten in der Sonne betrachtete. Wirklich, ich war ein recht mageres Kerlchen! es war ein seltsamer Einfall von mir gewesen, Margareten zu heiraten. Und ich gedachte der Langweile, welche sie in Guerande gefühlt, ihres ungeduldigen Temperaments, ihres trübseligen mühsamen Lebens. Das liebe Weib hatte mir viel Güte und Liebe bewiesen. Aber ich war niemals ihr Liebster gewesen, sie beweinte in mir nur einen Bruder. Warum hätte ich neuerdings störend in ihr Leben treten sollen? Ein Toter ist nicht eifersüchtig. Als ich den Kopf empor hob, sah ich, daß der Luxemburg-Garten vor mir lag. Ich trat in denselben und setzte mich in die Sonne. Ich träumte mit Wohlbehagen. Der Gedanke an Margareten war mir jetzt über die Maßen beglückend. Ich stellte sie mir vor als vornehme Bürgersfrau in einem kleinen Provinzstädtchen glücklich, geliebt und geehrt; sie wurde täglich

schöner; sie hatte drei Knaben und zwei Mädchen. Gut denn, ich war ein wackerer Bursche, daß ich gestorben war, und ich mochte wahrlich die grausame Dummheit nicht begehen, wieder aufzustehen.

Seit jener Zeit bin ich viel gereist, habe so ziemlich überall gelebt. Ich bin ein Durchschnittsmensch, der gearbeitet hat und gegessen hat, wie jeder andere Mensch. Der Tod schreckt mich nicht mehr; aber er scheint mich nicht mehr haben zu wollen, jetzt da ich keinen Grund mehr zum Leben habe; und ich fürchte, er wird mich ganz vergessen.

Druck von W. Hoppe, Leipzig-A.

Zola, Émile,

Novellen-Bibliothek

Bd.: 4

1898